heute so viel gebrauchte und so oft mißbrauchte Wort, das unsere Gefährten, das andere Geschlecht, von vornherein auszuschließen scheint von den Schätzen des Gebens, es ist auch jenes andere ernste und schöne, keuscheste Gefühl in der Welt mit dabei, das man Väterlichkeit nennen muß. So erwächst aus dem Zusammenwirken mütterlichen Herzens und väterlicher Gesinnung, die sich in späteren Jahren hinausweiten über den Kreis der eigenen leiblichen Kinder und Anverwandten, das, was man mit dem neuzuschaffenden Worte „Elterlichkeit" bezeichnen müßte. Nichts von Mitleid oder Wehleidigkeit steckt darin, sondern das Gefühl eigener schenkender Kraft und Wärme, das Gefühl einer tiefsten und wahrhaftesten Menschenliebe und Menschenfreude. Dorthin sich miteinander zu entwickeln, zu wahrhaft letzter Elterlichkeit, und mit dem Heim, der großen gemeinsamen Aufgabe, die heilige Flamme des Herdes immer stärker und reiner leuchten zu lassen in der dunklen Welt, auch für Fremde und Freunde, das ist die schönste und tiefste Doppelaufgabe der Ehe, ja, das ist ihr so viel verkannter und dennoch letzter Sinn.

Verlassen wir diese Erkenntnis nicht, ohne den entgegengesetzten Gedankengang eingeschlagen zu haben. Es gibt auch glückliche Ehen, die in einem falschen, gefährlichen Ehe-Egoismus enden. Gerade was uns heute öffentlich immer wieder vorgehalten wird, in wissenschaftlichen Büchern und anreißerischen Zeitschriften beigebracht werden soll, daß die Ehe lediglich eine auf Sinnlichkeit gebaute Institution sei und daß die in dieser Richtung glückliche Ehe auch schon die vollkommene sei: gerade das führt ja im Bestfalle zu jenem schrankenlosen Ehe-Egoismus. Er kennt nur sich und die Familie, und, darüber hinaus, er kennt nur den anderen Ehepartner, er begrenzt freiwillig die Kinderzahl, er begnügt sich zuletzt mit einem Kind, er verzichtet zuletzt auf die Kinder überhaupt, dieser bodenlose materialistische und letzten Endes unmoralische Egoismus einer sogenannten glücklichen Ehe, in der aller Kultursinn, alles Metaphysische erstorben ist. Die bei aller ihrer Exzentrität warmherzige und tiefblickende Karin Michaelis sagte einmal einer Freundin die harten und wahren Worte: „Ihr lebt in dem, was man eine ‚vollkommene Ehe' nennt, in einer vollkommen glücklichen und zufolgedessen nur engen Spielraum bietenden, grenzenlos egoistischen Ehe. Für dich existierten weder Familie noch Freunde oder die Umwelt, du hattest ihn, er hatte dich, nichts kam der Ringmauer nahe, die ihr um euer Glück gezogen hattet. Erst nach seinem Tode, als du allein zurückbliebst, wurdest du das, was ich unter einem Menschen verstehe . . ."

Wieviel haben die heutigen Wissenden zu kämpfen, wieviel Erkenntnis zu verbreiten, wenn von allen Seiten her ein falsches Ehe-Ideal, ein Götzenbild der Ehe am Markte aufgestellt wird, vor dem sich die ahnungslose Jugend neigen soll wie vor einem anderen goldenen Kalb des Materialismus.

Zweierlei, so sahen wir, bedeutet das Wort von der heiligen Flamme des Herdes: die Elterlichkeit, die sich auf die Menschen hinausweitet, und die Stelle, da der Mensch die Erde berührt, das Heim. Stimmt es nun nicht nachdenklich, daß wir gerade heute diesen Bankrott der Ehe sehen in einer Zeit, da die Ehe nicht in jenem älteren, tieferen Sinne aufgefaßt wird, und in einer Zeit, da zweitens die jahrelange Wohnungsnot herrscht, also außer der seelischen Ehegesinnung auch ihre räumliche Voraussetzung, das Heim fehlt, die Stätte nicht da ist, da der Mensch die Erde mehr berührt? Mit dieser Doppel-Erkenntnis, scheint mir, sind wir erst an den wahrhaften, tiefsten und letzten Wurzeln der heutigen Krise der Ehe angelangt. Wohnungsnot und Ueberbewertung des Egoistischen und, wenn man es vielleicht als Drittes dazu betrachten will, das Uebergehen der männlichen Seele, der Väterlichkeit, als einer kulturschöpferischen, unersetzlichen Kraft. Aeltere Zeiten, in denen es auch auf dem körperlichen Gebiet der Ehe nicht immer so gestimmt haben mag, besaßen doch gute und glückliche Ehen, weil andere Dinge als tiefster Sinn und als höchste Erfüllung der Ehe den beiden Partnern und der gesamten damaligen Weltanschauung voranstanden.

In der Ehe aber wieder diesen leuchtenden und wärmenden Schein des heiligen Herdfeuers zu erwecken ist eine große Aufgabe, die gemeinsam und mit gleicher gemeinsamer Begeisterung in Angriff zu nehmen und zu erfüllen ist von beiden Generationen, sowohl von der Elterngeneration, wie von der jungen, dem kommenden Geschlecht.

Eine patriotische Käuferin

Im Laden an der Ecke nennt man sie nur „die Patriotin", und diesen Ehrentitel verdient sie auch, die alte Dame, die dort allmorgendlich ihren geringen Tagesbedarf an allerhand Molkereiwaren einkauft. Die Verkäuferinnen hatten ihre schwache Seite bald herausgefunden: man durfte ihr keine ausländischen Erzeugnisse anbieten, ohne die mit schärfstem Nachdruck erteilte Antwort zu erhalten: nein, von der besten deutschen Ware, wenn ich bitten darf. Und dann folgten noch ein paar Sätze im Frageton, auf die das Fräulein freilich keine Antwort zu geben wußte. Ob sie es denn verständlicher finde, wenn man den holländischen oder dänischen, italienischen oder schweizer Landwirten etwas zu verdienen gebe, oder ob sie nicht lieber ihren eigenen Landsleuten diese Einnahme gönne; ob ihr nicht der deutsche Arbeitslose mehr leid tue als der fremdländische, und ob sie nicht wisse, daß, je mehr deutsches Geld aus dem Lande gehe, um so mehr Betriebe zum Stillstande kämen. Endlich wollte die Dame dann noch wissen, wozu denn eigentlich die Landwirtschaftskammern sich so eifrig bemühten, Qualitätsware auf den Markt zu bringen, die es an Güte mit den besten ausländischen Erzeugnissen aufnehmen sollen, wenn die deutschen Käuferinnen nach wie vor in dem Glauben erhalten würden, das von außerhalb Kommende sei besser als die inländischen Erzeugnisse . . . Die alte Dame kam bei solchen Unterhaltungen förmlich in Feuer, und das war vielleicht der Grund, aus welchem man ihr immer wieder Anlaß gab, ihr Steckenpferd zu reiten. Sie aber tat, als merkte sie gar nicht, daß sie sich wiederholte, und daß man sie förmlich herausforderte, und das war recht gescheit von ihr, denn auch Wahrheiten, die jedermann ohne weiteres einleuchten müssen, kann man nicht oft genug wiederholen, damit sie sich dem Bewußtsein der anderen deutlich einprägen. In diesem Falle aber galt es nicht nur, die Verkäuferinnen zu besserem volkswirtschaftlichem Denken zu erziehen, sondern auch die im Laden anwesenden Kundinnen. Die horchten unwillkürlich auf, und manche von ihnen sagte beim Verlassen des Ladens: „Die alte Dame hat ganz recht; an diese Zusammenhänge habe ich bisher nur gar nicht gedacht. In Zukunft aber will ich auch grundsätzlich deutsche Ware fordern und der fremdländischen erst dann den Vorzug geben, wenn wirklich keine hiesige zu haben ist oder ich mit dieser ganz besonders schlechte Erfahrungen machen sollte." So war die Wirkung auf die Kundinnen; und was geschah? Allmählich hat sichs in der ganzen Umgegend herumgesprochen, daß die Hausfrauen daselbst ziemlich ungnädig werden, wenn man ihnen Auslandsware anpreist, und daß sie energisch diejenigen Läden bevorzugen, wo sie deutsche Erzeugnisse erhalten. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß der Handel sich dieser Nachfrage anpaßt, wie er ja schließlich stets den Wünschen der Kundschaft gerecht zu werden bemüht ist; woraus sich ergibt, daß die deutschen Verbraucher es selbst in der Hand haben, dafür zu sorgen, daß das Geld im Lande bleibt, daß der deutsche Landwirt auf seine Kosten kommt und die deutsche Ware auf dem Binnenmarkte Absatz findet.

Marg. Weinberg.

Guter Rat für Blumenfreunde

Wer nur immer als Zimmergärtner seinen Pflanzen eine Sommerfrische bereiten kann, indem er sie die Sommermonate im Freien aufstellt, versäumt das nicht, weil er die wohltätige Wirkung dieser Maßnahme kennt. Nur darf, wie Gartenbaudirektor Jansom im Dahei m (68. Jahrgang Nr. 31) nachdrücklich erklärt, der Uebergang vom Zimmer in die Freiluft nicht allzu schroff erfolgen. Gefährlich sind die kühlen Lüfte, besonders aber auch die Einwirkungen der ungemilderten Sonnenstrahlen. Hieran müssen die Pflanzen langsam gewöhnt werden. An Zuglust, indem die Gewächse noch im Zimmer zunehmend, endlich auch nachts der Luft ausgesetzt werden. An Sonne, indem sie nicht gleich in die pralle Mittagssonne, sondern zunächst in leichten Halbschatten, etwa unter lichten Baumbestand, an die Ost- oder Westseite des Hauses gestellt werden. Aber selbst dann vertragen nicht alle die Mittagssonne. Sie stehen am vorteilhaftesten an der Ostseite, weil dort auch bester Windschutz herrscht.

Fast alle Blumenfreunde düngen nur noch mit den vortrefflichen, überall käuflichen Nährsalzen. Sie haben die einzige Schattenseite der leicht möglichen Ueberdüngung infolge zu großer Bemessung der Nährsalzgaben. Dann tritt Verarmung ein. Diese äußert sich zunächst im Trauern (Welken) der welchen Wipfeltriebe und Blätter, nachfolgend im Abstoßen ihrer Blütenknospen, Bräunen und Absterben des Laubes. Wenn sofort, nachdem das Welken beobachtet wurde, in geeigneter Weise verfahren wird, sind die Pflanzen zu retten. Sie müssen aus der Wärme an einen kuglen Stand geschafft werden. Dort werden sie immer wieder durchdringend mit lauwarmem Wasser begossen. Es wird über ihre Laubkrone ein dickes Tuch geworfen und dieses feucht gehalten. Bestes, wenn mögliches Verfahren besteht darin, daß die Pflanzen ausgetopft und mit dem Erdballen und der Krone flach vollkommen bedeckt in ein Gefäß mit Wasser gelegt werden. Hierzu muß freilich der Erdballen fest, also gut durchgewurzelt sein.

Für die Küche

Kleines Gebäck zu Tee und Wein.

Domenpaletten. 125 Gramm Butter, 125 Gramm Zucker, 125 Gramm Korinthen (in Rum eingeweicht), 2 Eier, etwas Vanillezucker, 125 Gramm Mehl (gesiebt), einige Mandeln. Die Korinthen müssen ½ Stunde zugedeckt in Rum stehen bleiben. Man verrührt Butter, Eier und Zucker, fügt nach und nach Mehl, zuletzt die Korinthen hinzu und setzt von diesem Teig kleine Häufchen auf ein eingefettetes Blech. Mit Mandeln bestreut müssen die Paletten ¼ Stunde bei mäßiger Hitze backen.

Teegebäck. 160 Gramm Butter, 1 Eiweiß, etwas abgeriebene Zitronenschale, 80 Gramm Zucker, etwas Vanillezucker, 220 bis 230 Gramm durchgesiebtes Mehl. Man verrührt alle Zutaten zu einem dickflüssigen Teig, füllt ihn in eine Spritze und spritzt Kringel auf ein gefettetes Blech, die im heißen Ofen goldgelb backen müssen. Dieses Gebäck ist schnell zu bereiten, preiswert und sehr wohlschmeckend.

Mandelschnitten. 250 Gramm Butter, 250 Gramm Zucker, 3 Eier, 250 Gramm Mandeln, 500 Gramm Mehl, 1 Backpulver. Man bereitet aus Butter, Zucker, Eiern und Mehl einen Teig, fügt die Mandeln, die in feine Streifen geschnitten sind, hinzu und läßt ihn 1 Tag ruhen. Am nächsten Tage formt man eine Rolle, schneidet davon Scheiben ab, bestreicht sie mit Eigelb und backt sie im Ofen goldgelb.

Splitterkuchen. 200 Gramm Butter, ½ Liter dicke saure Sahne, 250 Gramm Mehl. Die Zutaten werden schnell zu einem Teig geknetet, den man kalt stellt, dann messerrückendick ausrollt. Man schneidet ihn in Schnitten oder sticht mit einem Weinglase kleine Plätzchen, bestreicht sie mit Ei, bestreut sie mit Zucker, nach Geschmack Zucker und Zimt, und bäckt sie goldgelb.

J.

*

Porreegemüse. Ein gesundes und schmackhaftes Gemüse, das in deutschen Haushaltungen viel zu wenig gekocht wird, ist Porree. Man wäscht diese Knollen mit den langen grünen Blättern sehr sorgfältig, weil sich meistens viel Sand zwischen den Blättern befindet, schneidet seine Querscheiben daraus, setzt diese mit wenig Wasser, Butter und etwas Kümmel auf und schmort das Gemüse 5 bis 10 Minuten. Dann fügt man ein Achtel bis ¼ Liter (je nach Menge) saure Sahne zur Sauce hinzu. Auf diese Weise zubereitet, ist Porree sehr zu empfehlen.

G.

*

Gurken schmecken ausgezeichnet, wenn sie in nicht allzu dünne Scheiben geschnitten, mit Mehl paniert und leicht braun gebraten werden. Man würde sie leicht und trage sie heiß auf.

Etwas Zucker zu grünen Gemüsen gefügt, die zum Kochen angesetzt werden, erhält deren Farbe und erhöht den Geschmack derselben, besonders bei grünen Erbsen.

Verantwortlich H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Santz, Altena.

Großreinemachen ist ja halb so wild! Krisenstimmung auch noch beim Großreinemachen? Das wäre zuviel in der heutigen Zeit. Der zu Unrecht gefürchtete Hausputz klappt überall da wie am Schnürchen, wo sich erfahrene Frauen mit Helfern bewaffnen, die ihnen im Kampf gegen die Schlange Schmutz die halbe Arbeit abnehmen: Persil, Henko, Aua und iMi — so heißen sie!

Frauen-Zeitung
Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung
Nr. 18 Altena, den 4. Mai 1932

Die Schüchternheit des Kindes

Die Schüchternheit ihrer Kinder macht zuweilen die Eltern nervös und ungerecht gegen ihre Lieblinge. Sie können es nicht begreifen, daß ihr Kind im Kreise seiner gewohnten Umgebung lieb und fröhlich, zutraulich und oft sogar keck und übermütig ist und dann vor einem einzigen fremden Gesicht fix anstellt, als könnte es nicht bis drei zählen. Es verbirgt sein Köpfchen in den Kleidern der Mutter und kein Zureden hilft, das Kerlchen ist nicht zu bewegen, die Hand zu reichen, seinen Namen zu sagen oder auf irgend eine Frage eine Antwort zu geben.

Die Folge davon ist, daß die Erwachsenen nun freundlich auf das verschüchterte Wesen einreden, es necken oder wohl auch schelten. Natürlich ist das alles das Verkehrteste, was man tun kann, denn das kleine Geschöpf wird immer ängstlicher, nervöser und nimmt schließlich zum Trotz und zur Unart seine Zuflucht.

Schüchternheit ist der Ausfluß einer gewissen Nervosität, oft aber auch das Resultat einer verkehrten Erziehung. Das Kind wird zuweilen zuviel erzogen, es wird fortwährend verbessert, man macht zuviel Wesens von ihm, und das alles ist vom Uebel. Man darf nicht zuviel tadeln, nicht zuviel verbieten, nicht zuviel befehlen, wenn man keine nervösen, schüchternen Kinder aufziehen will. Vom ersten Lebensjahr ab gewöhne man das Kind an die Tugenden, die ihm später mal den Lebensweg erleichtern sollen: Gehorsam und frische unbekümmerte Lebensentfaltung. Man gewöhne es an Ordnung und an Ruhe, es darf nicht toben, wie es will und mag, es darf aber auch nicht laut und grob angefahren werden, wenn es beim Spiel mal ein wenig zu laut wird.

Ein schüchternes Kind darf man nie dazu zwingen, sich angenehm und nett zu machen, es ist besser, wir lassen den kleinen sonderbaren Heiligen gehen, bis er selbst Vertrauen zu dem fremden Besuch faßt, das liebevollste Zureden hilft uns nichts. Vor allem darf man das Kind nicht durch irgend welch tadelnde Worte herabsetzen oder von Ungezogenheit sprechen. Man kann auffordern: Komm, guten Tag sagen!, nehme es aber nicht krumm, wenn es nicht gleich folgt, wir müssen ja, daß dies Versagen des Gehorsams kein eigentlicher Ungehorsam, sondern eben Schüchternheit ist, der wir mit Vernunft und Ueberlegung begegnen sollen. Man schelte nicht, sondern sage ganz ruhig und liebevoll: Du bist noch klein, wenn du größer bist, wirst du mutig und nicht mehr schüchtern sein.

C. v. W.

Studentinnen von heute

Nur allzu viele Studentinnen sind bitterarm, mögen sie selbst, wie in Berlin, im ehemaligen Kaiserlichen Schloß — dem Helene-Lange-Heim — wohnen. An der Berliner Universität sind etwa 3000 Frauen immatrikuliert. Der Deutsche Akademikerinnenbund, Vors. Frau Dr. med. Ilse Szagunn, hat durch eine Umfrage unter ihnen festgestellt, daß 26 Prozent unter 100 Mark monatlich zur Verfügung haben, während 5,4 Prozent hauptfächlich von eigenem Verdienst leben müssen, und das zu einer Zeit, wo „Werkstudentinnen-Arbeit", wenn überhaupt, so doch nur spärlich und mit der größten Mühe zu finden ist. Es gilt noch als Glücksfall, wenn der Tag einer solchen Studentin sich beispielsweise so abspielt: Früh: Reinmachen der Wohnung ihrer Quartiergeber, die sie umsonst aufgenommen haben, dann Kolleg hören. Nachmittags: Beschäftigung mit Kindern gegen bescheidenes Entgelt; abends: in der Bibliothek. Bücher können 40 Proezent der Studentinnen überhaupt nicht kaufen. — Besonders groß ist die Not in den langen Ferienmonaten, für die Stipendien meist nicht gezahlt werden. In den Genuß solcher Vergünstigungen tritt man überhaupt nicht in der ersten Zeit, sondern muß sich erst ein Anrecht dazu durch „Fleißzeugnisse" erwerben. Kann die Studentin die Ferien zu Hause verbringen, dann hat sie oft wenig Ruhe zum Studium und Erholung, weil sie an Stelle der oft fehlenden Hausangestellten zu häuslichen Arbeiten herangezogen wird. — Was Wunder, wenn der Gesundheitszustand der weiblichen Studierenden sehr zu wünschen übrig läßt! Aber oft wird erst das Examen gemacht und dann der Arzt aufgesucht; vorher darf man eben nicht krank sein. In München hat man mit gutem Erfolg für die Studierenden die Pflicht eingeführt, sich röntgen zu lassen, um etwaigen Lungenleiden rechtzeitig auf die Spur zu kommen.

Um der großen Not ein wenig zu steuern, sind mancherlei Kräfte am Werke: Die „Mensa" liefert ein billiges Mittagessen; Dozentinnen erwählen sich ein „Patenkind" aus der Reihe ihrer Hörerinnen, die sie unterstützen; Frauen der Frauenbewegung helfen, um das mühsam Errungene nicht verkümmern zu lassen. Der Deutsche Akademikerinnenbund stiftet Lebensmittelpakete, hilft neuerdings auch durch Kleidersammlungen. Atlanten, Bücher, Präpariersbestecke u. a. werden leihweise abgegeben. Eltern von Mitstudierenden und andere Wohlmeinende laden sich junge Mädchen für die Ferien ein usw.

Die Situation verschärft sich nicht selten erst recht nach abgelegtem Examen, da dann keinerlei Anrechte mehr an irgendwelche studentische Fürsorgeeinrichtungen gegeben sind. Der Lebensraum für die Studentinnen ist noch beengter als der für die jungen Männer.

Manche Studentin hat bereits die Ehe gewagt, studiert aber weiter. Ueberhaupt steht bei der jungen weiblichen akademischen Generation das uralte Frauenideal von Ehe und Mutterschaft hoch im Kurs. Wenn auch manche nach der Heirat nicht allzu schwer bereit sein würden, den Beruf aufzugeben, so zwingen doch schon die wirtschaftlichen Verhältnisse viele, ihn mit der Ehe zu vereinigen. Andere werden aus innerer Neigung nicht bereit sein, als Ehefrau den schwererkämpften geliebten Beruf aufzugeben, selbst wenn die wirtschaftlichen Verhältnisse dies nicht unbedingt erfordern.

Die Frage, ob man denn bei der Unsicherheit der Verhältnisse überhaupt noch ein Mädchen studieren lassen soll, ist dahin zu beantworten: Das Studium hat sich in keiner Weise als die sichere Zukunftsversorgung erwiesen, die man davon erhoffte; die Zahl der erwerbslosen Akademikerinnen ist sehr beträchtlich. Aber man soll deshalb bei genügenden Mitteln doch ruhig ein wissenschaftlich besonders begabtes Mädchen — aber nur solche! — auf die Universität schicken, denn einmal sind alle anderen Berufe ja auch überfüllt und irgend einmal wird es doch wieder junger Nachwuchs gebraucht. Es ist aber völlig zwecklos, aus vermeintlichen Nützlichkeitsgründen ein weniger begabtes Mädchen durchs Gymnasium und durch die Universität zu schleppen. — Man hat die erste weibliche studierende Generation die „heroische" genannt. Es fragt sich, ob heutzutage nicht vielleicht ein noch größerer Heroismus — wenn auch ein erzwungener — nötig ist, um ein Studium durchzuhalten und allem zum Trotz sich nicht die Zukunftshoffnungen rauben zu lassen.

Charlotte Reichel.

Ohne Last

Wenn du auf die Berge gehst,
Laß im Tal die Lasten,
Denn du muß sonst gar zu oft
Rüd am Wege rasten.

Wenn du auf die Berge gehst,
Sag dich nicht mit Denken,
Laß die Seele ungestört
Sich vom Gott beschenken!

Frieda Callier.

Leidenschaftliche Frauen von heute

Von Kurt Wiegener.

Leidenschaftliche Frauen von einst, wie die Aegyptenin Kleopatra, versengten die Welt durch ihre Liebesglut und töteten sich mit giftigen Schlangen oder Dolchen, wenn sie ihr Ziel nicht erreichten. Und der Giftschrank der Lukrezia tat sich auf zur Vernichtung von Nebenbuhlerinnen und zur Rache an enttäuschenden Geliebten. Und so ähnlich handelten die leidenschaftlichen Frauen der Vergangenheit bis in unsere Tage hinein. In der jüngsten Zeit entsteht aber eine neue Art der leidenschaftlichen Frau mit veränderten Zielen und wesentlich andersartigen Mitteln zu ihrer Erreichung. Leidenschaftliche Frauen von heute setzen sich ins Auto und durchrasen auf unerschlossenen Wegen unbekannte Erdteile wie jene Deutschen, die den asiatischen Kontinent und Persien und Afghanistan ohne Furcht vor den sicher eintretenden Gefahren, sogar mit Verlangen danach durchquerten, oder jene Engländerinnen, die vom Kap bis Kairo eine phantastische Reise im Sportkabriolett durchführten und ihre nächtliche Ruhe von liebesentflammten und dennoch scheu verzichtenden Negerhäuptlingen sichern ließen.

Leidenschaftliche Frauen sehen beispielsweise, wie Elli Beinhorn, einen Transozeanflieger heimkehren und werden unwiderstehlich von dem Drang überfallen, Gefahren und Ehren wie er in der Luft zu suchen. Man kommt aus einem Elternhause, mit der Aussicht, einmal ein Putzgeschäft übernehmen zu können, gerät als Schwimmerin in den reißenden Strom des Sportgeistes von heute und — benachrichtigt eines Tages die Welt, daß man bei der Durchkreuzung der Sahara und Nordafrikas eine Notlandung in der Gegend von Timbuktu vornehmen mußte. Oder man tippt frisch und fröhlich Schreibmaschine, wie Amy Johnson, spart das Konditorgeld, die anderen unvermeidlichen Ausgaben für Sahnebaisers und gleichartige Nettigkeiten, nur um einmal in einem Flugzeug für ein paar Minuten vogelgleich, in sicherer Kabine, in der Luft dahinschweben zu können, und — hält plötzlich die Welt in Atem mit dem „Flug eines Mädchens" nach Australien. Frauenerlebnis von heute: Man gerät wie Marga v. Etzdorff bei der Ueberfliegung des Mittelländischen Meeres in eine Folge von Gewitterstürmen, die Schiffe zum Sinken bringt, ganze Städte durcheinanderrüttelt, läßt sich vom Motor wie Ewigkeiten sich streckende Stunden durch blitzdurchzuckte tosende Wolkenbrüche reißen, notlandet an der sizilianischen Küste, um ein paar Monate später irgendwo im Fernen Osten ähnliche Gefahren zu bestehen und immer wieder — notzulanden.

Leidenschaftliche Frauen von heute stürzen sich nicht zu allererst in Liebesabenteuer, sondern in den englischen Kanal, um ihn schwimmend zu überwinden, oder aus dem Flugzeug als Fallschirmabspringerinnen oder in die Arena der olympischen Spiele, um als Läuferinnen, Springerinnen, Fechterinnen ihren Namen mit dem Siegeswimpel am olympischen Mast zu verbinden. Leidenschaftliche Frauen von heute stürzen sich nicht zuletzt auch in die Politik.

Das geschieht zuweilen noch mit den alten Mitteln, Dolch und Revolver, vielleicht auch

Die Primaballerina

Skizze von Erich Baring-Bichl

Die Kutsche holperte die ausgefahrene Straße entlang. Fest mußte der Marquis de Carency die Zähne zusammenbeißen, denn heftig schmerzten bei jedem Stoße des schwerfälligen Reisewagens seine Wunden. Zwei Hiebe hatte er vor einer Woche bei Roßbach über den Kopf bekommen. Waren doch ungehobelte Kerle, diese Preußen! Guy de Carency lehnte sich in die Kissen zurück und schloß die Augen. Wie freute er sich auf die Wochen, die vor ihm lagen! In ein paar Tagen würde er in seinem geliebten Paris sein, um dort seine Wunden ausheilen zu lassen.

Ein Krachen riß Guy aus der Versunkenheit. Die Kutsche neigte sich langsam zur Seite. Wenige Augenblicke später stand der Marquis mit Kutscher und Kammerdiener auf der Straße, aber die drei konnten nichts anderes feststellen, als daß linkes Hinterrad und Achse gebrochen waren. Und noch gut zwei Stunden bis Straßburg! Nach vielen Bemühungen gelang es endlich, die Schäden wenigstens so weit zu beheben, daß man die Stadt an der Ill doch noch erreichen konnte. Als vom Münster die Mittagsglocken läuteten, fuhr Guy de Carency in die Festung ein. Vor der königlichen Posthalterei sprang er aus seinem unbrauchbar gewordenen Wagen, um sich eine Extrapost zu bestellen. Doch der arme Marquis hatte wieder Pech: Kein Fuhrwerk stand mehr zur Verfügung. Da schlug der dicke Postmeister vor, um ein Uhr noch einmal vorzusprechen, da um diese Zeit eine Extrapost nach Paris abfahre, die eine Dame sich gemietet habe. Italienerin sei sie und heiße Signorina Bianca Giovanelli. Guy stutzte bei Nennung dieses Namens: So hieß doch die berühmte Primaballerina, von der man munkelte, daß sie seinem Onkel, dem Herzog von Wicre, nahe stände!

Guy witterte ein artiges Abenteuer. Pünktlich um ein Uhr war er wieder zur Stelle und trat an den Schlag der mit vier Pferden bespannten Eilpost. Aus der Wagenecke beugte sich ein zierliches, bildhübsches Persönchen, das in leicht akzentuiertem Französisch auf ihn einzureden begann. „Mein Herr ich habe soeben vom Postmeister über Ihr Mißgeschick gehört. Wenn es Ihnen genehm ist, mit mir zu reisen, dann . . ."

„Ich bin bezaubert, mein Fräulein", unterbrach sich der Marquis, „und bin selig, daß Venus dem verwundeten Mars erlaubt, sie begleiten zu dürfen. Welche Ehre für einen schlichten Reitersmann, in Gesellschaft einer begnadeten Künstlerin zu reisen."

„Künstlerin?"

„Welch' reizende Bescheidenheit, Signorina Giovanelli!"

Ein schelmisches Lächeln huschte bei diesen seinen Worten um den kleinen Mund der Schönen.

Der Marquis stieg ein, die Pferde zogen an. Reizend plauderte die junge Tänzerin, und schon nach der ersten halben Stunde stand Guys Herz in hellen Flammen. Ganz anders hatte er sich die berühmte Primaballerina vorgestellt: stolz, herrisch und rechthaberisch. Gerade das Gegenteil davon war seine reizende Weggefährtin. Von ihrer Kunst sprach sie nie, und wenn er davon anfing, dann lächelte sie nur schelmisch und meinte: „Wir wollen von Amüsanterem reden, Marquis".

Wie im Fluge vergingen die Reisetage. Viel zu rasch erreichte man Paris. Als sich der Marquis von der jungen Tänzerin trennte verabredeten sie für den gleichen Abend ein Schäferstündchen. In der nächsten Zeit trafen sich die beiden tagtäglich. Die Abende verbrachten sie häufig auch in der prunkvoll eingerichteten Wohnung Biancas. Ueber eines nur wunderte sich Guy: Daß im Hause seiner reizenden Freundin, die doch in glänzenden Verhältnissen lebte, niemals eine Zofe oder ein anderer dienstbarer Geist zu sehen war. Eine diesbezügliche Frage beantwortete sie lediglich mit silberhellem Lachen und einem zärtlichen Kuß. Manchmal setzte sich der Marquis auch ans Spinett, und Bianca tanzte. Viel zierlicher, viel anmutiger kamen ihm ihre Schritte und Bewegungen vor, als er sie von damals in Erinnerung hatte, da er die Primaballerina im Theater hatte tanzen sehen. Vielleicht war es aber auch nur die Liebe zu Bianca, die ihm alles viel schöner und herrlicher erscheinen ließ.

In der dritten Woche nach de Carencys Rückkehr mußte er mehrere Tage in Versailles verbringen. Verpflichtungen riefen ihn an den Hof seines Königs. Aber alle Bälle, Gesellschaften und Konzerte, wofür er sonst stets geschwärmt hatte, kamen ihm jetzt langweilig vor, denn seine Gedanken waren in Paris bei Bianca Giovanelli. Endlich konnte sich Guy mit Anstand von Hofe frei machen, und mit Windeseile jagte er nach Paris. Vor dem kleinen, eleganten Hotel, das die Primaballerina bewohnte, sprang er aus dem Wagen. Schon hatte Guy den Türklopfer in der Hand, da wurde er unfreiwilliger Zeuge eines sehr lebhaften Wortwechsels drinnen im Hausflur. Schrill tönte eine scharfe Stimme, der schluchzend seine süße Bianca erwiderte. Der Marquis setzte den Türklopfer in Bewegung

„Oeffne, Bianca", hörte er hart und befehlerisch die scharfe Stimme.

Einen Augenblick später stand Guy seiner kleinen Freundin gegenüber, die hell aufschrie und wankte, als sie ihn vor sich sah Gerade konnte er Bianca noch auffangen.

„Was bedeutet das?" gellte die harte Stimme.

Guy blickte auf und sah in die Augen einer eleganten jungen Dame, die Bianca zum Verwechseln ähnlich sah, nur ein wenig größer war sie, hatte kalte Augen u. harte Züge. „Mit wem habe ich die Ehre?" erkundigte sich der Marquis artig, nachdem er seinen Namen genurmelt. Ein verächtlicher Blick traf ihn.

„Sie, mein Herr, sollten doch die Primaballerina Bianca Giovanelli kennen!"

„Sehr gut sogar, mein Fräulein. Ich halte sie ja in meinen Armen."

Eine Flut häßlicher italienischer Schimpfworte ergoß sich über die halb Ohnmächtige. Guys kleine Freundin schrie auf und schmiegte sich schutzsuchend an ihn, der kopfschüttelnd bald auf die eine, bald auf die andere Bianca blickte.

„Was stehen Sie noch hier? Machen Sie, daß Sie herauskommen, junger Mann!" zischte es Guy in die Ohren.

Der Marquis verneigte sich artig: „Ich bin übrigens der Neffe des Herzogs von Wicre, und mein Herr Oheim wird eine herzliche Freude haben, wenn ich die von ihm verehrte Signorina schildere, wie sie wirklich ist."

Ohne einen Gruß verließ Guy die zu Stein Erstarrte und brachte seine Freundin in den noch wartenden Wagen.

Des Rätsels Lösung erfuhr der Marquis, als er in seiner behaglichen Wohnung Bianca durch einige Gläser Champagner wieder völlig ins Leben zurückgerufen hatte. Halb lachend, halb noch weinend beichtete sie, daß ihr Guys Verwechslung mit der berühmten Primaballerina auf der Reise nach Paris großen Spaß bereitet und sie die Rolle ihrer Kusine daher weitergespielt habe. Sie und die Primaballerina trügen übrigens die gleichen Vor- und Zunamen.

„Ich aber bin", fuhr die unberühmte Bianca fort, „jünger als meine Kusine, die mich vor vier Jahren nach dem Tode meiner Eltern zu sich nahm. Als Entgelt mußte ich ihr Dienste als Kammerzofe entrichten, und manche Träne habe ich schon geweint. Denn Bianca hat kein gütiges Herz. Sie ist hart und herrisch. Als sie merkte, daß auch ich Talent zur Kunst habe, wurde sie immer unausstehlicher. In Straßburg, wo Bianca ein Gastspiel gab, erkrankte sie plötzlich. Deshalb fuhr ich allein. Ich sollte das Haus hier in Ordnung bringen, bis sie und ihre Mutter einträfen. Nun weißt Du alles, mein Guy."

Der Marquis sprang auf und lief mit langen Schritten im Zimmer auf und ab. „Oh die Furie hat meinen armen Liebling schlecht behandelt!" rief er wieder und immer wieder. „Aber wir werden uns rächen, furchtbar rächen."

Die Rache kam und war viel stärker als Guy zu denken wagte. Bei einem erstklassigen Lehrer hatte er seine kleine Freundin ausbilden lassen, und bei ihrem ersten Auftreten erntete sie einen derartigen Erfolg, daß die berühmte Kusine wutentflammt Paris Hals über Kopf verließ, um nie wieder in die Stadt an der Seine zurückzukehren.

Gift. Und doch ist es etwas anderes, etwas Neues, wenn indische Studentinnen von heute englische Gewalthaber vor die Mündung ihres Revolvers bringen oder Dora Kaplan durch den Schuß auf Lenin in die Weltgeschichte eingreift. Diese Taten ähneln nur noch äußerlich denen der Attentäterinnen früherer Tage bis zu den russischen Nihilistinnen der Vorkriegszeiten. Frauen wie Vera Sassulitsch, die nach ihrem Attentat auf den Petersburger Polizeipräsidenten von einer von ihrer Schönheit hingerissenen, wahrlich nicht revolutionären Menschenmenge auf den Schultern aus dem Gerichtsgebäude getragen wurde und deshalb unerhofft eine Gelegenheit zur Flucht nach der Schweiz erhielt, und die blondlockige Zarenmörderin Sophie Perowskaja waren doch in erster Linie Erotikerinnen. Sie handelten nicht aus klaren politischen Ueberzeugungen, sondern im Rausch hemmungsloser Lebensführung, von der die politische Auflehnung nur ein Teil, unbedingt etwas Sekundäres, gewesen ist.

Diese Frauen töteten eben, um bewundert zu werden. Die leidenschaftliche Frau von heute stürzt sich tatendurstig in die Politik, um eine eigene politische Ueberzeugung durchzusetzen zu helfen. Nicht immer arbeitet sie mit scharfen Waffen. Glücklicherweise gibt es auch leidenschaftliche Politikerinnen von heute, die nicht die Zerstörung, sondern den Aufbau als Möglichkeit und Notwendigkeit empfinden. Dazu helfen nicht Gift, Dolch und Revolver sondern gelegentlich auch ein Scheckbuch. Leidenschaftliche Frau in diesem Sinne ist die Engländerin Lady Houston, die erst vor kurzer Zeit dem Schatzkanzler Neville Chamberlain einen Scheck über fünf Millionen Mark schickte für die — Verbesserung der Landesverteidigung, damit der „englische Löwe, der zu einem zahnlosen alten Schoßhund" geworden sei, sich wieder seine Krallen schärfen kann und die Soldaten und Seeleute nicht mehr „Erwerbslosenunterstützte und Bettler" zu sein brauchen. „Wenn neunzehn andere ebenso handeln wie ich, dann haben Sie die 100 Millionen Mark, die Ihnen für Landesverteidigungszwecke fehlen." Die Frau denkt so — leidenschaftlich, daß sie die gleiche Handlung von neunzehn anderen für selbstverständlich hält. Sie hat nach ihrem Gefühl nur den Anfang gemacht. Auf dem gleichen Blatt mit der Meldung über ihren Scheck las man die Nachricht von der Filmschauspielerin Cahord, die sich tötete, weil sie von einer Wangenoperation nicht den Verlust eines Liebhabers fondern eine Schädigung ihrer beruflichen Arbeit fürchtete. Das ist doch etwas anderes als die Geschichte von den Frauen früherer Tage, die „ins Wasser" gingen. In solchem Zusammenhange erinnert man sich auch an die Automobilistin, die sich in Berlin tötete, als sie erfuhr, daß ein Mann, den sie bei der linksleistigen Ueberholung einer Straßenbahn niederriß, den dabei erlittenen Verletzungen erlag. Sie grübelt nicht, die verwandelte Kleopatra von heute, sondern sie handelt, entschlossen, kühn, furchtlos — unbesonnen.

—⊙—

Der tote Punkt

Er führt seinen Namen mit Recht, denn er ist Oedland, tote Strecke. Wenn mitten in der Unterhaltung im geselligen Beisammensein plötzlich der Faden reißt und eine Kluft entsteht, die sich plötzlich den Seelen mitteilt, so ist es äußerst schwer, diesen luftleeren Raum zu überqueren und den Faden so geschickt zu knüpfen, daß von der stattgehabten Unterbrechung nichts mehr zu spüren ist.

Nicht nur Kameradschaften und gesellige Zusammenkünfte, sondern Freundschaften und insbesondere Ehen sind durch den toten Punkt gefährdet. Ebenso wie ein Teller, der einmal sprang, selbst durch noch so kunstvolles Kitten niemals wieder ganz wird, ebenso ist eine Ehe, in die der tote Punkt einmal hereinbrach, kaum mehr ganz harmonisch zu gestalten. Zum Glück kommt dieser niemals plötzlich, sondern er kündet sich durch verschiedene mehr oder minder erfühlbare Vorzeichen an. Es gehört zu einer der größten Lebenskünste, diesen toten Punkt nicht Wahrheit werden zu lassen, ja ihn schon beim Heranahen abzufangen. Wer es vermag, eine Versammlung von Gästen vor dem toten Punkte zu bewahren, gilt mit Recht als ein großes gesellschaftliches Talent. Starkes Einfühlungsvermögen, Eingehen auf die Interessen und das Wesen anderer, stete Bereitschaft zum Erzählen und Aus-sich-herausgehen können hierbei helfend von Vorteil sein und manche gefährliche Klippe umschiffen. Ei.

—⊙—

Die Leseratte

Die Lesewut ist eine Kinderkrankheit. Als solche erscheint sie uns wenigstens, wenn unsere Schuljugend in ein gewisses Stadium tritt, in dem ihr die Technik des Lesens an sich keine Schwierigkeiten mehr macht, der junge Geist noch ausgeruht, aufnahmefähig und ungeheuer wißbegierig ist. Kein Buch, keine Zeitung, kein Fetzchen bedruckten Papieres ist dann mehr sicher vor der — Leseratte. Ein übertrieben lesewütiges Kind ist auf dem besten Wege, sich schweren Schaden für die Zukunft zuzuziehen.

Dreierlei muß der Erzieher beobachten:

Was liest das Kind?

Wann liest das Kind?

Wie liest das Kind?

Was liest das Kind? Sind es Bücher und Schriften, die seinem jugendlichen Verständnis entsprechen? Ist sein Lesestoff geeignet, falsche Vorstellungen in ihm zu erwecken oder es vorwärtszubringen? Es ist nicht immer ganz einfach, hier das Richtige zu treffen. Es ist auch nicht damit getan, daß man die vorhandene Jugendliteratur in Altersklassen einteilt, wie es so oft geschieht. Kinder über einen Kamm zu scheren, ist stets gefährlich. Den Anlagen und Neigungen muß unbedingt Rechnung getragen werden. Manchmal ist es weniger schädlich, einem Kind ein Buch in die Hand zu geben, das über seinen Horizont hinausgeht, als es auf einer Lesestufe z belassen, der es entwachsen ist, die es wohl noch unterhalten, jedoch nicht mehr fördern kann. Ich erinnere mich, daß meine Mutter mir in einer solchen Zeit geistiger Trägheit, als ich mit etwas einseitig süßlicher Jugendliteratur zu reichlich versorgt schien, alle diese Bücher kurzerhand fortnahm und mir als Ersatz dafür eine lange Reihe von Klassikerbänden auf mein Bücherbord stellte. Lesen mußte ich zu der Zeit. Ich glaube, ich wäre sonst gestorben. So las ich Schiller, Shakespeare und ein paar Bände Goethe. Erst langweilte ich mich, dann las ich gern. Dann gab ich die Sachen fort, die ich vorher verschlungen hatte. Dies soll aber kein Einwand gegen gute, frühlich-ernsthafte, stilistisch und künstlerisch sorgfältig aufgebaute Jugendliteratursein. Dann noch eins — die Zeitung. Die Meinungen sind geteilt darüber, ob und wann man sie in Kinderhand geben soll. Unkontrolliert soll es niemals geschehen.

Wann liest das Kind? Hier gesellen sich zu charaktererzieherischen Gesichtspunkten bereits solche, die die gesundheitliche Entwicklung des Kindes berücksichtigen. Liest das Kind zu Zeiten, in denen es andere kleine und größere Pflichten erledigen sollte? Oder liest es zu Zeiten, da seinem Körper und Geist mehr mit fröhlichem Spiel im Freien gedient wäre, liest es im Bett, während oder kurz nach den Mahlzeiten? Eine gute Erziehung zur Selbstzucht bedeutet es, wenn das Kind rechtzeitig gewöhnt wird, erst seine Schularbeiten vorzunehmen und dann erst sich auf den gerade lockenden Schmöker zu stürzen, oder erst der Mutter in der Küche zu helfen oder ihr diesen und jenen Gang zu besorgen und dann erst die angefangene Geschichte zu lesen. Mahlzeiten und die Zeit kurz danach sollten zum Lesen nie benutzt werden dürfen. Es tut nicht gut, zwei Herren zugleich zu dienen, hier dem Magen zugleich mit dem Kopf.

Wie liest das Kind? Da ist zuerst die Beleuchtung. Sie muß stets ausreichend hell sein, darf jedoch nicht blenden. Sonnenlicht direkt auf ein Buch ist Gift für die Augen, desgleichen Zwielicht oder eine verhangene Nachtlampe, die kaum genug Licht spendet, um sich ordnungsgemäß dabei an- und auszuziehen. — Wie sitzt das Kind beim Lesen? Wird das Buch nicht etwa in den Schoß gelegt, so daß die Entfernung zwischen Auge und Schrift zu weit wird? Hat sich das Kind vor dem Lesen die Hände gewaschen? Nein, nicht nur, um den Sachwert des Buches zu schonen und zu erhalten, sondern vor allem aus Achtung vor dem, was es liest, vor dem Werk des Dichters, vor den Taten, den Schicksalen, die an Hand der Buchstaben an ihm vorüberziehen.

Die Lesewut des Kindes ist etwas, womit gerechnet werden muß. Man kann sie für das Erziehungswerk im höchsten Grade nutzbar machen, gehört sie doch mit zu Wachstum und Entwicklung. Der gute Gärtner beschneidet geile und wilde Triebe, freut sich aber am gesunden Wachstum seiner Pfleglinge und fördert es. Die Leseratte will nicht angegriffen und beschnitten werden, wie es so häufig geschieht. Sie will geleitet und gepflegt werden Gebt dem Kind zu seiner Zeit ein Plätzchen, das ihm gehört, wo es Licht, Luft und Raum hat, um in die Wunderwelt des sich ihm erschließenden Lesestoffes zu versinken. Laßt seinem Geist das Schweifen durch unbekannte Gebiete, das Eindringen in neues Wissen, das erste stauende und ein wenig furchtsame Begegnen mit menschlichem Schicksal, Glück und Leid — zu der Zeit, da es seinen kleinen Pflichten genügt hat und da es seinem jungen Körper zuträglich ist.

Ruth Köhler-Irrgang.

—⊙—

Gesunder Egoismus

Rat für Hausfrauen und Mütter.

Denke zehnmal am Tage an andere, aber beim elften Male denke auch an dich.

Freunde, die dir übelnehmen, wenn du ihnen eine Einladung absagst, weil du zur Zeit Ruhe nötiger hast als Zerstreuung und Unterhaltung, sind keine Freunde.

Wähle deinen Verkehr so, daß nicht immer nur du der Anregende, der geistig Gebende bist, dessen Unterhaltungsgabe ausgenutzt wird. Sieh, daß auch du gefördert wirst in den Stunden der Geselligkeit.

Gewöhne deine Umgebung daran, daß du dich gelegentlich auch einmal zurückziehst, einen Spaziergang allein unternimmst. Man kann sich lieb haben, ohne andauernd zusammen zu sein. Jedem Menschen tut eine stille Stunde not. Hinterher pflegt man um so frischer zu sein und um so aufnahmefähiger für Freud und Leid anderer.

Verreise sogar einmal allein, wenn sich das mit deinen Pflichten deiner Familie gegenüber verträgt, und wenn du fühlst, daß du nur auf diese Weise zur rechten und nötigen Erholung kommst.

Denke immer, daß die Erhaltung deiner Leistungsfähigkeit und deiner geistigen Elastizität letzten Endes deinen Angehörigen zugute kommt.

Denn wahre Lebenskunst ist, das Goethewort: „Höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit" in Einklang bringen zu lernen mit dem Wort des Apostels: „Dienet einander als die guten Haushalter."

Charlotte Kühl.

—⊙—

Tracht — Mode — Konfektion

Die Weltmode ist zur Zeit im Zustand eines Interregnums. Paris, das jahrhundertelang herrschte, ist vermutlich infolge Ueberfremdung durch zahllose ausländische modeschaffende und modebandelnde Firmen, nicht mehr der unbeschränkte geistige Führer auf diesem Gebiet. Newyork, dem doch die Frauenwelt das kurze Kleid verdankt, ist doch noch nicht die maßgebende Größe im Reich der Mode. Machen sich die Gefolgsleute dieser Göttin klar, wieviel Weltpolitik, Staatspolitik, Wirtschaftspolitik sich in der Mode und durch sie abspielt? Sind die „Russenkittel", die japanischen Kimonos, die bulgarischen Stickereien etwa unabhängig von politischen Bedingtheiten zu modischer Weltgeltung gelangt? Andererseits ist das Kleid seit Jahrhunderten ein höchst beredter und sehr eindringlicher Kulturbiograph und Erzieher. Die nach Stoff und Form steife Grandezza der spanischen Tracht, die durch Schnitt und Material zart und gelöst wirkende Frauenkleidung des französischen Direktoire verkünden unmißverständlich die geistige und sittliche Einstellung ihrer Zeit. Insbesondere die weibliche Bekleidung ist aber mehr noch als ein kulturhistorisches Dokument, sie ist die volkstümlichste aller Künste, so recht die Kunst fürs Volk und aus dem Volk. Die prächtigen vielgestaltigen Volkstrachten sind dafür überzeugte Beispiele. Während z. B. in der Architektur stets nur verhältnismäßig wenige Talente beschäftigt sind, bietet die Mode eine unbegrenzte Menge von Betätigungs- und Erwerbsmöglichkeiten für Frauen und Männer. Mehr als die Hälfte der erwerbstätigen weiblichen Bevölkerung der Großstädte ist irgendwie aktiv an ihr beteiligt, ungerechnet die Unzahl selbst schneidernder Frauen. Kein Wunder, daß heute Konfektionsgewerbe und -handel die Mode in der Hauptsache nach ihrem Handelswert einschätzen. Die Oeffentlichkeit aber verwechselt einerseits Mode und Tracht, andererseits Mode und Konfektion. Das Deutschland des 15. bis 17. Jahrhunderts zeigte in seiner bürgerlichen, besonders der reichsstädtischen Bevölkerung ein vielgestaltiges, nicht immer ästhetisch einwandfreies, aber originelles Trachtenwesen, die Auswirkung seines geistigen „Trachtens". Nur eine dünne, vorwiegend höfische Oberschicht international eingestellt, nahte sich damals der herrschenden spanischen Mode an. Erst am Ende des 17. Jahrhunderts begann, allerdings nur für zwei Jahrhunderte, der Siegeslauf der Pariser Mode. Nach dem Krieg von 1870 trat in Deutschland, entsprechend dem Anwachsen der Großstädte, an Stelle der modischen, aber vorzugsweise handgefertigten, und darum persönlich und geschmacklich differenzierten Kleidung die Massenware, die Konfektion. Das Modehandwerk wurde durch die Konfektion über den Haufen gerannt. Die berufliche Tätigkeit der meisten Frauen jüngeren Alters förderte die Entwicklung der Konfektion, die in bezug auf Aussehen und Ansehen ihrer modischen Erzeugnisse im Lauf der Jahrzehnte auch durchaus auf die Höhe gelangte. Zugleich aber hat sich nicht nur das Kleid, sondern auch die Eleganz der Mode verindustrialisiert und einen der eigentlichen Modeart fremden Faktor, den Faktor der Freiheit, immer mehr ausgeschaltet.

Die Mode ist ein ungemein interessantes Wissen- und Schaffensgebiet, läßt sie doch keine wichtige Zeitströmung unregistriert, indem sie dabei gleichzeitig alle nennenswerten Gewerbe für sich beschäftigt und beeinflußt. An der kleidtragenden Frau treten so ziemlich alle statischen und dynamischen Kunstgesetze in Erscheinung und neben der allgemeinen Kunstrichtung noch der besondere und ganz persönliche Geschmack der Trägerin, als Ausprägung des Individuell-Künstlerischen.

Dr. J. Lochmer.

—⊙—

Die Flamme des Herdes

Von Dr. Ilse Reicke.

Von wannen kommt uns Kraft und Freude, kommt uns die Erdenliebe? Die tiefsinnige griechische Sage erzählt von dem Riesen Antäus, der unüberwindlich blieb, solange sein Fuß die mütterliche Erde berührte, und der nur in dem Augenblick, da man ihn frei in der Luft schwebend emporhielt, erdrosselt werden konnte. Auch für den Menschen erwächst die tiefste, lebendige Kraft, die ihn mit dem Geistigen wie mit dem Irdischen verbindet, nur aus der Stelle, da er die Erde berührt. Und diese Stelle, da der Mensch die Erde berührt, heißt in weniger poetischer Umschreibung, heißt praktisch gesprochen: das Heim.

Das Heim ist die Stätte, wo die großen, ernsten Lebenswunder von Zeugung, Geburt und Tod sich vollziehen, das Heim im tiefsten, sozusagen metaphysischen Sinn ist die große Schöpfung und Lebensleistung der Ehe. Wenn das doch einmal die viel zu vielen erkennen wollten, die in der Ehe eine rein auf die Sinne gestellte Institution sehen.

Die schönste Umschreibung der Ehe hat wohl Nietzsche gegeben mit dem Worte:

„Ehe, das heißt ich den Willen zu zweien, das Eine zu schaffen, das mehr ist als die, so es schufen."

Das Eine ist natürlich auch das Kind, sind die Kinder, aber das eine, über seine beiden Schöpfer hinausreichende Gebilde der Ehe ist eben auch das Heim, die Heimat für Menschen, die Stätte, da Menschen die Erde berühren. Es ist die Lebensgemeinschaft, die Schicksalsverbundenheit von Zweien, aber darüber hinaus Heim und Hausung für andere Menschen, für die Kinder, versteht sich, für die Angestellten sodann, aber auch für die Freunde, die Fremden, die dort eine Heimstatt, einen Ruhepunkt finden. Eine Ehe wird Urzelle des Staates, selbstverständlich wächst sie darüber hinaus zu einer Urzelle der Kultur, einer Stätte, die seelische Heimat bedeutet, wo Menschen miteinander wirken in Verbundenheit, wo Musik erklingt, Dichtung genossen, bildende Kunst erlebt wird.

Das alles ist erst der tiefste Sinn von der heiligen Flamme des Herdfeuers, von dem wärmenden Licht im Dunkel der Erde. Schon die Römer, diese nüchternen, kalten Verstandesmenschen, verehrten in ihren Penaten besondere Gottheiten der Häuslichkeit! Ein Heim, eine Heimat: letzten Endes die Verbindung irdischer Erde mit göttlichem Menschengeist, die Vermählung von Zeitlichem und Ewigem, von Blut und Geist.

Auch das ist Sinn und Aufgabe der Ehe: mit dem eigenen Heim auch noch ein Kraftzentrum zu schaffen für andere, für Freunde, die Heimatlosen. Was für einen inneren Sinn, wenn nicht eben nur die Gewohnheit, hätte in späteren Zeiten, wenn das Blut stille ward und die Brut ausgeflogen ist aus dem alten Neste, was für einen Sinn hätte dann noch die Ehe und das Heim? Es hat eben jenen anderen: Freunden, ganz gleich welchen Alters und welchen Geschlechtes etwas zu spenden von der heiligen Wärme und dem heilenden Lichtschein des Herdfeuers. Welches Glück, einen jungen, fremden, verirrten Vogel, vielleicht einen Freund der eigenen Kinder, so einmal aufzunehmen im eigenen Heim und ihn zu betreuen. Welches Glück aber auch, einen fremden Menschen, sei es für Wochen oder sei es auch nur für ein paar Stunden durch herzliche Bewillkommnung und Fürsorge durch Musik und Gespräch und wirkliche Teilnahme am fremden Leben zu erwärmen, zu erheitern und ein Gefühl der Verbundenheit zu schaffen mit den einsam Wandernden, mit den Vagabunden in der Welt. Die Musik des Herzens, jene leise Schwingung menschlicher Kultur, die dabei vernehmbar wird, hat eigentlich noch keinen Namen, und man müßte ihn dafür schaffen. Es ist nicht die Mütterlichkeit allein, jener